

Architektur und Kultur auf Bundesebene

Peter Conradi

Die in die Antike zurückreichende Vorstellung, Architektur sei die Mutter aller Künste, ist heute wenig populär. Jeder Vertreter einer Kunstsparte hält diese gern für die Keimzelle schlechthin. Doch unabhängig vom Wunsch, zur ersten, besten, wichtigsten Kunst zu gehören, steht fest: Architektur nimmt aus verschiedenen Gründen eine Sonderrolle in der Kultur ein.

Architektur ist einerseits mehr als Kunst oder Kultur. Vitruv hat es in seinen »Zehn Büchern über Architektur« schon vor über 2000 Jahren auf den Punkt gebracht: Architektur ist eine Integrationsleistung. Technische Erfordernisse, funktionale Ansprüche und ästhetische Bedürfnisse bilden eine Einheit. Architektur berührt verschiedene Lebensbereiche, ob Ökonomie und Ökologie oder Kunst und Kultur. Die vielfältigen Aspekte miteinander zu verbinden, ist ein wesentlicher Reiz des Architektenberufs.

Architektur ist andererseits weniger als Kunst und Kultur. Ein wesentliches Moment von Architektur ist ihre Funktion. Zweckfrei reinen Ausdruck zu schaffen ist ihre Sache nicht. Es gibt Grenzbereiche, wie die Diskussion im Vorfeld des kürzlich in Berlin eröffneten Jüdischen Museums gezeigt hat. Vor seiner Ausstattung mit Exponaten und Inszenierungen hätten sich viele Besucher des noch leeren Gebäudes von Daniel Libeskind eine Bespielung gar nicht vorstellen können. Für sie wäre das leere Gebäude das ideale Museum gewesen. Zwischen Skulptur und Architektur hat in diesem Fall das Festhalten an der ursprünglichen Nutzung entschieden.

In ihrem Gebrauch unterscheidet sich Architektur von den freien Künsten. Wer die Oper oder das Theater besucht, ein Buch liest oder ein Gemälde betrachtet, trifft eine Wahl. Der gebauten Umwelt aber kann niemand enttrinnen. Wenn Architektur scheitert, kann sie ein Fluch sein. Aufgrund ihrer Allgegenwart im privaten und öffentlichen Bereich durchdringt Architektur das Leben der Menschen. Vielleicht ist es nur ein scheinbarer Widerspruch,

dass Architektur oft in einem geringen Maße bewusst wahrgenommen wird. Sehenswürdigkeiten reizen bekanntlich eher den Touristen als den Einheimischen.

Es mag mit ihrer Alltäglichkeit zusammenhängen, dass Architektur in der aktuellen kulturellen Debatte einen Nachholbedarf hat. Das war nicht immer so, aber die Klage über mangelndes Interesse an der Architektur ist alt. Bereits vor einem Jahrhundert schrieb der Architekt, Publizist und Geheimrat im Preußischen Staatsministerium Hermann Muthesius: »Es herrscht heute wohl allgemeines Einverständnis darüber, dass von allen Künsten die Architektur die am wenigsten verstandene ist, diejenige, der das Volk das verschwindenste Interesse entgegenbringt.« Wenn wir heute »Architektur für alle« fordern, knüpfen wir an den Slogan »Kultur für alle« an. Seit den Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts wurde Kultur nicht

nur in breitere Bevölkerungskreise getragen, sondern gleichzeitig hat sich ihr Gegenstandsbereich stark ausgeweitet. Inzwischen gibt es schon vernehmliche Stimmen, die wieder eine schärfere Konturierung und Eingrenzung des Kulturbegriffs fordern.

Was hat das mit Architektur zu tun? Zunächst einmal ist ein neues Wort entstanden.

Neben Esskultur, Unternehmenskultur und Spaßkultur hat sich auch die Baukultur etabliert. Bis vor Kurzem hat Architektur noch ein Schattendasein in der kulturellen Debatte gespielt. Vom Erfolg der letzten Herbst vom Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen ins Leben gerufenen »Initiative Architektur und Baukultur« hängt daher viel ab.

Nur die historische Architektur ist seit mehreren Jahrzehnten ein selbstverständlicher Bestandteil des allgemeinen Kulturverständnisses, spätestens seit dem Europäischen Denkmalschutzjahr von 1975. Die Popularität von Denkmälern zeugt vom großen

»Wenn wir heute ›Architektur für alle‹ fordern, knüpfen wir an den Slogan ›Kultur für alle‹ an.« Wie beides aufeinander bezogen ist und des kontinuierlichen bundesweiten Austausches bedarf, beschreibt Peter Conradi.

In ihrem Gebrauch unterscheidet sich Architektur von den freien Künsten. Wer die Oper oder das Theater besucht, ein Buch liest oder ein Gemälde betrachtet, trifft eine Wahl. Der gebauten Umwelt aber kann niemand enttrinnen.

Dipl.-Ing. Peter Conradi ist Präsident der Bundesarchitektenkammer



Interesse der Bevölkerung an der gebauten Umwelt. Dieses Interesse können wir auch für zeitgenössische Architektur nutzen. Vor allem aber müssen wir eins klar machen: Historische und zeitgenössische Architektur gehören untrennbar zusammen. Die Wahrnehmung der gebauten Umwelt als Kultur darf sich nicht auf Baudenkmale vergangener Zeiten beschränken. Eine Nobilitierung der Architektur durch das Etikett Kultur genügt aber auch nicht. Die Sonderrolle der Architektur in der Kultur verlangt integrative Ansätze auf verschiedenen Ebenen – innerhalb und außerhalb der Künste.

Ein viel zitiertes und oft gescholtene Beispiel für mangelnde Integration ist die »Kunst am Bau«. Die Vorwürfe sind: Künstler werden zu spät in die Bauplanungen einbezogen, Architekten beharren auf der Reinheit ihres Gestaltungskonzepts und im Ergebnis entstehen Applikationen, die sich oft wie Fremdkörper zum Bauwerk verhalten. Die aktuelle Ausstellung »Kunst am Bau« bei den Berliner Regierungsgebäuden zeigt, dass es auch anders gehen kann. Lob gebührt dem Kunstbeirat des Deutschen Bundestages unter dem Vorsitz der ehemaligen Bundestagspräsidentin Professorin Dr. Rita Süßmuth. Bereits die von Rita Süßmuth und anderen mit großem Engagement unterstützte Verhüllung des Reichstagsgebäudes durch Christo und Jeanne-Claude setze

Gute Architektur darf kein Luxus prosperierender Städte sein, die bauwilligen Investoren Bedingungen stellen können. Ist die Verlockung neuer Arbeitsplätze noch so groß, dürfen ihr auch wirtschaftsschwache Städte nicht die Interessen der gebauten Umwelt opfern.

ein wichtiges Zeichen für das Zusammenwirken von Architektur und Kunst und beflügelte die Entstehung dauerhafter Kunstprojekte an den Berliner Parlaments- und Regierungsgebäuden.

Was können wir von den positiven Beispielen lernen? Dass die Künstler frühzeitig in den Schaffensprozess einbezogen werden müssen, ist klar. Vor allem aber brauchen wir ein neues Rollenverständnis. Architekten und Künstler müssen den Austausch suchen. Diese Forderung richtet sich an beide Seiten. Keiner kann nur »sein Ding« machen. Die Vorstellung autonomer künstlerischer Produktion ist ohnehin nicht zeitgemäß.

Mehr Austausch wäre auch zwischen den beiden Ressorts des Bundesministeriums für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen angebracht. Was nützt es, auf der einen Seite eine »Initiative Architektur und Baukultur« zu starten, auf der anderen Seite aber die Kosten für Verkehrsbauten wie Brücken so weit zu drücken, dass kein Geld für eine individuelle Gestaltung je nach landschaftlicher Lage und Belastung bleibt? Die Liste der Beispiele, die allein der renommierte Ingenieur Jörg Schlaich nennen kann, dürfte mehrere Seiten lang sein.

Der Bedarf an ressortübergreifender Kooperation auch jenseits einzelner Ministerien und Behörden ist groß. Kürzlich hat der Beauftragte der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, Staatsminister Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin, in einem Interview des Deutschen Architektenblatts »ein sinnvolles Verhältnis zwischen dem Kulturressort einerseits und dem Ressort für Bauen und Wohnen« andererseits angemahnt.

Aktivitäten auf der Bundesebene dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Schlüssel zu integrativen Ansätzen nur zu einem geringen Teil dort liegt. Architektur ist weitgehend Ländersache. Die Landesbauordnungen geben den gesetzlichen Rahmen vor, den die Kommunen mit Bebauungsplänen, Gestaltungssatzungen und Baugenehmigungen füllen, und Gemeinden und Länder bauen weit mehr als der Bund.

Die Nähe zum Bürger ist der große Vorteil des Föderalismus. Wenn die Stadt ein Wohnviertel plant, kann der Bürger darauf einwirken, nicht zuletzt über seinen Stadtrat. Wenn der Landkreis ein neues Krankenhaus, wenn das Land eine neue Messe ins Auge fasst, ist es dem Bürger eher möglich seine Meinung geltend zu machen als auf der Bundesebene oder gar gegenüber den europäischen Bürokratien, denn je weiter die Entscheidungsebene vom Bürger entfernt ist, desto geringer ist seine Einflussmöglichkeit.

Gute Architektur darf kein Luxus prosperierender Städte sein, die bauwilligen Investoren Bedingungen stellen können. Ist die Verlockung neuer Arbeitsplätze noch so groß, dürfen ihr auch wirtschaftsschwache Städte nicht die Interessen der gebauten Umwelt opfern. Eine Verschandelung des Stadt- oder Landschaftsbildes zahlt sich nicht aus. Auf dem Index für die Lebensqualität und damit Attraktivität eines Standortes steigt der Wert eines angenehmen baulichen Umfeldes. Es muss in die Köpfe, dass gute Architektur kein Refugium für zarte Schöngeister und lebensferne Esoteriker ist. Sie ist auch mehr als ein Wirtschaftsfaktor. Gute Architektur ist eine Grundbedingung menschlichen Wohlbehagens und Miteinanders. Eine bloße Addition guter Gebäude reicht deshalb nicht aus.

Gute Architektur verlangt eine Entscheidung darüber, ob wir ein Leben der langen oder kurzen Wege führen wollen. Wollen wir eine Trennung von Funktionsbereichen, Flächensiedlung, Verkehr, Lärm, Abgase und Zeitverlust, oder wollen wir kleinmaßstäbliche Mischungen von Wohnen und Arbeiten, von Läden, Handwerksbetrieben und Restaurants? Entscheiden wir uns für die Nähe, nützt es wenig, wenn Kommunen Innenstädte durch Verkehrsberuhigung attraktiver machen, der Bund den Drang in die Speckgürtel aber durch steuerliche Vergünstigungen fördert. Ob Architektur nun die Mutter aller Künste ist oder nicht: Sie hat viele Väter. Und die müssen zusammenspielen.